

Clarissa Hyde

Folge 13

Werwolf-
Spuren im
Schnee

Thorsten Roth

Thorsten Roth

Werwolf-Spuren im Schnee

Clarissa Hyde Nr. 13

Inhaltsverzeichnis

[Werwolf-Spuren im Schnee](#)

[Vorschau](#)

[Glossar](#)

[Impressum](#)

WERWOLF-SPUREN IM SCHNEE

Es war dunkel, eiskalt und der feuchte Schnee rieselte pausenlos vom Himmel, trotzdem war die Kreatur unterwegs. Sie spürte die Kälte nicht und bewegte sich, sowohl auf vier als auch auf zwei Beinen, sicher durch die rutschig glatte Umgebung.

Obwohl man kaum etwas sehen konnte, hatte sie bereits das Opfer erspäht und verfolgte es nun gnadenlos. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis der richtige Moment zum Zuschlagen gekommen war.

Es war wirklich kein Wetter, bei dem man einen Hund vor die Tür jagen würde, trotzdem war Angus McKirren unterwegs, um seine Felder zu inspizieren.

Es war unsinnig, aber Angus machte das immer so, und er wollte diese Tradition beibehalten. Die ersten beiden Weihnachtsfeiertage waren gerade vorbei und er war vorher nicht dazu gekommen. Seine Frau sagte immer „Angus, es ist alles in Ordnung“, doch er sah lieber selbst nach. Die sechs großen Felder, auf denen er wie jedes Jahr wieder Mais pflanzen würde, waren fast seine einzige Einnahmequelle, denn mit der Viehzucht konnte man in Zeiten von BSE und MKS nicht mehr viel Geld verdienen.

Zehn Minuten fuhr er jetzt schon mit seinem überdachten Jeep über die holprigen Feldwege, die die einzelnen Felder miteinander verbanden. Alles war in Ordnung, wie immer. Trotzdem hatte er heute ein ungutes Gefühl, so wie er es eigentlich noch nie erlebt hatte.

Konnte es am Wetter liegen? Es war kalt, ungefähr null Grad und der Schnee war sehr feucht und richtig unangenehm, wenn er auf den Körper traf. Angus hatte sich dafür einen extra dicken Mantel angezogen, der weitestgehend die Nässe vom Körper fernhielt, trotzdem konnte er sich nicht völlig davor schützen.

Schon bevor er eingestiegen war, war ihm Schnee in den Nacken und in die hohen Schneestiefel gefallen, wo er sich durch die Körperwärme allmählich in pures Wasser verwandelte. Die Heizung des Geländewagens schien gegen die Kälte auch nicht richtig ankommen zu können, das Gebläse reichte gerade aus, um halbwegs durch die ständig beschlagenen Scheiben blicken zu können.

Viel weiter als fünf Meter konnte er aber ohnehin nicht sehen, denn da war der Vorhang aus Schnee, der jede Minute dichter zu werden schien. Dementsprechend

langsam fuhr Angus, nie mehr als 25 Stundenkilometer, auch wenn er hier keinen Verkehr zu erwarten hatte. Umso überraschter war er, als das linke Vorderrad plötzlich leicht abhob, sich dann wieder senkte und zu schlingern begann.

„Was ist denn das“, fragte sich Angus selbst, der öfter mit sich selbst sprach, wenn er alleine war.

Der Wagen zog nach links weg und war kaum noch gerade zu halten. Vorsichtig ließ Angus die Bremse kommen und das Gaspedal los. Er ahnte, was passiert war, und stoppte den Wagen ganz vorsichtig ab. Als er endlich stand, verharrte McKirren zunächst einen Augenblick.

Er musste nachsehen, was passiert war, auch wenn er nur sehr unwillig den Wagen verließ. Der linke Vorderreifen musste geplatzt sein, daran gab es kaum einen Zweifel. Er schlug noch einmal mit der Faust auf das Lenkrad, dann verließ er den Wagen.

Schon das Aufdrücken der Tür war Schwerstarbeit, denn der kräftige und eisige Wind drückte gegen die Fahrertür, so dass Angus richtig Kraft einsetzen musste. Als er es geschafft hatte, bekam er den Wind dann ins Gesicht und begann sofort zu frieren. Auch ins Auto wurde der Schnee getrieben und legte sich überall als weißer Schleier ab.

Angus beeilte sich, den Wagen zu verlassen, denn er wollte das Auto nicht ganz voll Schnee haben. Draußen schaltete er als erstes die kleine Taschenlampe an, die er auch dringend brauchte, denn inzwischen konnte man kaum noch etwas erkennen. Durchdringen konnte der Strahl die weiße Pracht nicht, aber es reichte, um den Schaden am linken Vorderreifen zu erkennen.

Das gute Stück war hin, dabei waren die Reifen erst vier Jahre alt und natürlich wintertauglich. Fahren konnte man damit nicht mehr, es sei denn, man nahm Beschädigungen an der Felge billigend in Kauf. Doch das wollte Angus nicht, er mochte sein Auto, auch wenn es schon mehr als 14 Jahre auf dem Buckel hatte.

Einen Ersatzreifen hatte er, aber der lag leider in der Garage, nicht gerade praktisch. Es blieb nur eine Möglichkeit, er musste sich zu Fuß auf den Weg machen. Zurück bis zu seinem Hof waren es nur gute zehn Minuten zu Fuß, das sollte zu schaffen sein.

Und er musste sich so schnell wie möglich auf den Weg machen, solange die Taschenlampe noch Licht liefern konnte, denn die Batterie war fast leer.

„Wieder am falschen Ende gespart, kaum Licht und keinen Ersatzreifen, so ein Mist“, sagte er zu sich selbst.

Bevor er sich auf den Weg machte, schaltete er noch das Abblendlicht aus und schloss den Wagen ab, man wusste ja nie, was passieren würde. Zum Glück kannte sich Angus gut aus, jeder Andere hätte keine Ahnung gehabt, in welche Richtung er gehen sollte.

Schnellen Schritts setzte er sich in Bewegung und ließ den Jeep hinter sich zurück. Nach zehn Metern sah er sich kurz um und konnte sein Auto bereits nicht mehr erkennen.

„Verdammtes Wetter.“

Die Selbstgespräche halfen ihm, auch wenn ihm dabei der kalte Wind nur noch unangenehmer vorkam. Es waren auch die einzigen Geräusche, die er hörte, sah man einmal vom Pfeifen des Windes ab.

Angus versuchte immer das Gesicht so zu drehen, dass es nicht voll vom Wind erwischt wurde, leider passte es nicht ganz zu seiner Richtung und Rückwärtsgehen kam nicht in Frage.

„Das gibt bestimmt eine Erkältung bei diesem Sauwetter.“

Als ob er eine Bestätigung seiner Worte gebraucht hätte, musste er auf einmal niesen, gleich zwei Mal in Folge. Kaum war damit fertig, hörte er plötzlich ein anderes Geräusch.

Es war ein Knirschen gewesen, so als ob jemand in eine zugefrorene Pfütze getreten wäre. Doch da draußen konnte niemand sein, wer war schon so verrückt wie er. Trotzdem wurde Angus unruhig, denn vereinzelt gab es hier noch wilde Tiere. Keine Bären oder Wölfe, doch verwilderte Hunde oder Füchse hatte er schon viele gesehen.

Konnte das ein Tier gewesen sein? Er wusste es nicht, auch die Taschenlampe war keine Hilfe, denn ihr Schein reichte kaum bis zu seinen Füßen. Der Schneefall schien weiter zuzunehmen, oder bildete er sich das nur ein? Hatte er sich das Geräusch auch nur eingebildet? Nein, denn plötzlich hörte er wieder etwas.

Er wusste nicht, was es war, doch es war deutlich näher gewesen. Was auch immer da im Dunkeln war, es näherte sich.

„Hallo, wer ist da, melden sie sich?“

Mit einer Antwort hatte Angus eigentlich gar nicht gerechnet, doch plötzlich erklang ein furchtbares Geheul, das ihm durch Mark und Bein ging.

Bevor ich fortsetze, muss ich unbedingt noch eine kleine Episode erzählen, die sich am ersten Weihnachtstag ereignet hatte.

Als ich an jenem Morgen erwachte, musste ich zunächst an das denken, was sich in den letzten Tagen ereignet hatte, und das war nicht wenig. Mein Bruder Steven und ich waren von Kobolden entführt worden, die uns in einer Gerichtsverhandlung zum Tode verurteilten. Das Urteil wäre wohl auch vollstreckt worden, hätten wir nicht in Sielag, einem Koboldgeneral, einen Fürsprecher gefunden, der uns retten wollte.

Unser Urteil wurde daraufhin durch zwei Wahrheitsproben ersetzt, die wir zu bestehen hatten. Steven musste sich im Tauziehen mit dem Koboldmeister messen, ich gegen den König im einem Brettspiel antreten. Kurz gesagt, mit viel Glück bestanden wir die Proben und waren frei. Erst jetzt erfuhren wir mehr von den Problemen der Kobolde und einer alten Prophezeiung, die von einer weiblichen Retterin sprach.

Anayala, die Tochter des Königs hatte diese Weissagung auf sich bezogen und war ausgezogen, um mit den Feinden Frieden zu schließen, doch stattdessen wurde sie von

einem Riesen gefangen gesetzt, der nun Lösegeld forderte. Die Kobolde waren fast am Ende ihrer Möglichkeiten und natürlich glücklich, als ich mich als mögliche Retterin anbot.

Es war ein heißer Tanz, aber irgendwie schaffte ich es, Anayala zu befreien und mit ihr an meiner Seite wieder in die Welt der Kobolde zurückzukehren. Auch Steven hatte mir dabei geholfen, aber ich war froh, dass er noch nichts von meinen besonderen Fähigkeiten wusste. Und nun war er selbst zum Schweigen verurteilt, denn wir wollten das Geheimnis unserer kleinen Freunde wahren.¹

Nach diesen Anstrengungen war es doppelt schön, den Heiligen Abend im Kreis der Familie zu feiern. Wir waren in der Kirche gewesen, hatten einen schönen Spaziergang gemacht, zusammen ein paar Weihnachtslieder gesungen und anschließend unsere Geschenke ausgepackt. Kurzum, ich war glücklich.

Diese Stimmung hielt sich auch bis zum nächsten Tag, als ich mit Steven am Küchentisch saß und Kniffel spielte. Peter und Jessica waren nicht da, so konnten wir uns ein wenig über unser gemeinsames Geheimnis unterhalten.

„Ich kann es immer noch nicht fassen, dass es überhaupt so etwas gibt wie Kobolde und Riesen. Ich dachte immer, das wären nur Märchen und Sagen.“

„Anscheinend nicht. Vielleicht gibt es mehr Übernatürliches, als wir es uns vorstellen können.“

„Du sagst das so, als ob du dir sicher wärst. Hast du schon einmal so etwas Ähnliches erlebt?“

„Nein, Steven, natürlich nicht. Wir beide wissen jetzt von etwas, das sonst wahrscheinlich kein Mensch kennt, ist das nicht aufregend?“

„Ist es. Trotzdem kommt es mir so vor, als ob du das viel leichter hinnimmst als ich. Aber du warst ja in dieser Beziehung schon immer stärker gewesen als ich.“

Damit war das Thema für uns beide erledigt, und das war gut so. Ich war froh, Steven nicht angelogen zu haben, denn die Geschichte mit den Kobolden war wirklich völlig neu für mich. Dass ich es vorher schon mit Vampiren, Zombies und Dämonen zu tun gehabt hatte, musste ich ja nicht unbedingt erwähnen.

Wir spielten also weiter, bis wir hörten, wie die Haustür geöffnet wurde. Es war Jessica, die einen Nachbarn besucht hatte und nun wieder da war. Schon mit einem Blick konnten wir feststellen, dass es noch immer schneite, auch wenn es etwas nachgelassen hatte.

Die Schneedecke draußen war zwar nicht sehr dick, aber die Temperatur von knapp unter dem Nullpunkt ließ ein Auftauen nicht zu, so dass wir eine weiße Weihnacht bekommen hatten. Für das Fest war es sehr schön, doch inzwischen wurde der ständige Niederschlag doch zu einem Problem.

Auch für Jessica war das so, denn obwohl sie Schirm, Mantel und Stiefel bereits abgelegt hatte, waren vereinzelte feuchte Flecken auf Kleidung und Haaren noch immer

zu sehen.

„Es hört gar nicht mehr auf zu schneien, Kinder. Die Einfahrt, die euer Vater noch heute Morgen frei gefegt hatte, ist schon wieder völlig vom Schnee bedeckt.“

„Wir können ja gleich noch ein wenig Schnee schippen.“

„Das wäre schön, aber ich glaube, es bringt im Moment sehr wenig. Vielleicht hört es ja im Laufe des Nachmittags endlich auf zu schneien.“

Sie machte eine Pause und schien einen Augenblick zu überlegen, bis ihr wieder einfiel, was sie sagen wollte.

„Ach, und Steven, die Sache mit deiner Werkstatt ist einfach toll, wirklich eine gute Idee.“

Wir waren beide überrascht und schauten uns fragend an. Steven fand als Erster wieder zu Wort.

„Was meinst du?“

„Mit der weihnachtlichen aber sehr natürlichen Dekoration überall, es sieht toll aus.“

Keiner sagte ein Wort, wir verstanden beide nur Bahnhof, aber wir wurden neugierig. Irgendwie ahnten wir, dass das nur mit unseren neuen Freunden zu tun haben konnte. Zum Glück reagierte Steven richtig gut.

„Ach ja, das meinst du. Wir sollten noch mal nach dem Rechten sehen, oder was denkst du, Clarissa?“

„Ich bin ganz deiner Meinung.“

Es musste für Jessica ziemlich ungewöhnlich aussehen, als wir uns so plötzlich auf den Weg machten, doch wir nun waren furchtbar neugierig geworden und wollte nachsehen, was da passiert war.

„Bleibt ihr denn länger weg?“

„Nein, nur ganz kurz. Bis gleich.“

Es war wirklich schon fast eine Frechheit, wie schnell wir uns aus dem Haus stahlen, ohne Jessica so richtig zu erzählen, was wir vorhatten.

Unterwegs sprachen wir beide kein Wort, ich hatte sogar Mühe, mit Stevens Tempo mitzuhalten. Und als wir dann vor seiner Werkstatt standen, fehlten uns erst recht die Worte.

Alles war in weiß eingehüllt und sah ohnehin schon sehr schön aus, aber das war es nicht. Außergewöhnlich waren die Tannenzweige, Eicheln und anderen natürlichen Teile dieser unheimlich schönen Weihnachtsdekoration. Mir wurde richtig warm ums Herz, denn ich ahnte, wem wir das zu verdanken hatten. Steven hatte die gleiche Idee, das sah ich ihm an.

„Unsere neuen Freunde?“

„Bestimmt. Lass uns mal reingehen.“

Die Tür war abgeschlossen, aber schnell sahen wir, dass jemand in der Hütte gewesen war. Auch drinnen war dekoriert worden, allerdings etwas weniger als draußen.

„Sieh mal, Clarissa, meine Werkzeuge sind wieder da.“

„Das ist noch nicht alles, dort auf dem Tisch.“

Ich hatte das kleine Päckchen und den danebenliegenden Umschlag als Erster entdeckt. Aber es war Stevens Hütte und so überließ ich ihm den Vortritt. Ich sah ihm an, wie neugierig er war, als er den Umschlag öffnete und dann laut vorlas.

„Liebe Clarissa, lieber Steven.“

„Ich hoffe, ihr hattet ein schönes und glückliches Weihnachtsfest. Wir haben uns in alten Büchern ein wenig darüber informiert, ich hoffe, euch gefällt unser Weihnachtsschmuck. Ich kann gar nicht sagen, wie glücklich ich bin, euch kennen gelernt zu haben. Ich bin euch zu großem Dank verpflichtet, vor allem nachdem wir euch fast hingerichtet hätten. Ich hoffe, wir bleiben gute Freunde und sehen uns bald wieder. Damit ihr uns erreichen könnt, haben wir euch in dem Baum, wo sich das Dimensionstor befindet, ein Signalhorn hinterlassen, wir hören es, wenn ihr hineinblast. Außerdem haben wir natürlich die gestohlenen Werkzeuge zurückgebracht, zusätzlich als Wiedergutmachung für den Ärger ein kleines Geschenk, das euch in der Not helfen soll. Und wir werden nicht mehr uneingeladen in Stevens Werkstatt eindringen, dies war das letzte Mal, versprochen. Lebt wohl, König Alrin.“

„Möchtest du das Geschenk auspacken?“

„Nein, nein, das machst du mal selbst, es ist deine Werkstatt.“

Steven sah sich das schwere, fast quadratische und in Leinen verpackte Geschenk zunächst von allen Seiten an, dann packte er es vorsichtig aus. Noch bevor er die letzten Streifen abgezogen hatte, sahen wir schon das Glänzen. Es war ein Stück Gold, ein Nugget, so groß wie das Sportgerät beim Kugelstoßen der Männer, aber noch ein Stück schwerer.

„Der Klumpen muss einen ziemlich hohen Wert haben.“

„Das hat es bestimmt. Was machen wir damit?“

„Ich würde dir raten, ihn mit nach Hause zu nehmen und ihn zu verstecken. Er soll ja für Notfälle sein. Du solltest auch Peter und Jessica nichts davon erzählen, denn sonst musst du ihnen erklären, wie du zu dem guten Stück gekommen bist.“

„Und was ist mit dir? Das Gold gehört uns beiden.“

„Ich brauche es nicht, ich bin auch so glücklich.“

„Deine Einstellung möchte ich auch gerne haben, Clarissa, echt. Wollen wir wieder nach Hause gehen, mir ist kalt.“

„In Ordnung.“

Wir gingen wieder zurück und genossen den ersten und zweiten Weihnachtsfeiertag noch mehr denn je. Das war meine kleine eingestreute Geschichte, nun geht es wieder weiter.

Angus McKirren bekam plötzlich furchtbare Angst. Gerne hätte er gewusst, welches

Tier dieses fürchterliche Geheul ausgestoßen hatte, doch er wusste es nicht. Es klang am ehesten wie ein Wolf, aber die gab es hier nicht mehr. Aber etwas war da draußen und es klang sehr hungrig.

Angus konnte nicht einmal die Richtung bestimmen, aus der das Geräusch gekommen war. Von hinten oder von der Seite? War es vielleicht eine Lösung zum Auto zurück zu rennen und dort die Nacht abzuwarten? Nein, sicher war er dort auch nicht, außerdem war es völlig unklar, ob er es zurückschaffen würde, nach Hause war es auch nicht viel weiter. Er musste dorthin gelangen, so schnell wie möglich.

Immer wieder sah er in alle Richtungen, doch er konnte keinen Verfolger erkennen. Erst, als er das Geheul wieder hörte, wusste er, dass sein unsichtbarer Feind noch da war. Es kam von der linken Seite, dort wo jetzt eine kleine Buschreihe stand, die dem Tier zusätzliche Deckung gab. Und es kam näher, das war Angus klar.

Er fühlte sich wie die Maus beim Katz und Mausspiel. Was konnte er tun? Auf der rechten Seite, ein paar Meter abseits der Straße mussten ein paar Bäume stehen, vielleicht boten die ihm Schutz. Er überlegte nicht lange und rannte drauf los, er musste einen Baum erreichen und hochklettern.

Gleichzeitig hörte er seinen Verfolger, diesmal waren es schwere Tritte im Schnee, von vier Pfoten. Es musste ein Wolf sein, und der war verdammt gefährlich, wenn er nichts anderes zu fressen fand. Würde ihn das Tier einholen?

Da, vor ihm tauchte der erste Baum auf, keine zehn Meter entfernt und noch immer nur sehr undeutlich zu erkennen. Er würde es schaffen.

Zu sehr konzentrierte er sich auf den Baum und übersah den kleinen Hügel vor sich, den er mit dem linken Fuß streifte. Gleichzeitig rutschte Angus mit dem rechten Fuß auf einer eisigen Stelle weg und konnte sich nicht mehr fangen. Der Länge nach fiel er hin, dabei schlug er mit dem Kopf auf dem Boden auf. Zum Glück war der durch den Schnee relativ weich, trotzdem brauchte Angus einen Augenblick, um sich über die neue Situation klar zu werden.

Als er seinen Körper herumdrehte, war es schon zu spät. Blitzschnell war die Bestie heran und drückte den Mann mit ihrem Gewicht zu Boden. Eine Hand bekam Angus noch hoch und konnte den ersten Schlag abwehren, doch der zweite Prankenschlag traf sein Gesicht und riss es an mehreren Stellen auf.

„Was für ein riesiges Biest“, dachte er noch, dann ereilte ihn eine gnädige Ohnmacht aus der er nie wiedererwachen würde.

Am nächsten Morgen schneite es kaum noch, dafür wurde es aber wieder kälter. Kein Wetter, bei dem man rausgehen wollte, aber Jessica hatte eine Familie zu versorgen und musste einkaufen, jetzt wo die Geschäfte endlich wieder geöffnet hatten.

Beladen wie ein Packesel tauchte sie wieder daheim auf, wo wir ihr natürlich sofort halfen, die Lebensmittel zu verstauen. Wir, das heißt Peter und ich, Steven war in seiner

Werkstatt am Arbeiten.

„Es ist nett, dass ihr mir helft. Meine Güte, ist das ein Stress gewesen. So voll habe ich die Geschäfte noch nie erlebt.“

„Das machen die Feiertage und das schlechte Wetter. Für die nächsten Tage ist noch mehr Schnee angesagt worden, wer weiß, ob man dann überhaupt noch mit dem Auto vorwärtskommt.“

„Ich bin auf jeden Fall froh, dass ich es hinter mir habe. Ich hoffe nur, ich habe nichts vergessen.“

„Hast du auch an Milch gedacht, die ist nämlich alle“, wollte ich wissen.

„Nein, natürlich nicht, so ein Mist. Ausgerechnet die Milch habe ich vergessen, die brauchen wir doch.“

„Mach dir keine Sorgen, ich fahre kurz zu Bauer McPherson, bei dem bekomme ich auch etwas Milch, und zwar schneller als im Supermarkt und in besserer Qualität.“

„Das wäre wirklich nett von dir, Peter. Ich bereite in der Zwischenzeit schon mal das Mittagessen vor. Möchtest du nicht auch mitfahren, Clarissa?“

Ich hatte gar nicht darüber nachgedacht, aber warum nicht. Ein bisschen frische Luft war gar nicht so schlecht, sonst hatte ich ja nichts zu tun.

„Ja, ich komme mit.“

Wir schnappten uns unsere Jacken und verließen dann das warme Haus um in die eisige Kälte vorzudringen. Zum Glück war der Wagen noch warm, so brauchten wir auf der Fahrt nicht zu frieren. Wir sprachen nur wenig, so konnte ich mir ein wenig die Landschaft ansehen.

Jetzt, wo es nicht mehr schneite, sah es überall wunderschön aus. An einigen Stellen glitzerte der Schnee richtig und erinnerte mich an funkelnde Edelsteine. Viele Autos waren unterwegs, wirklich jeder machte jetzt noch schnell die nötigen Besorgungen. Wir fuhren ein wenig gegen den Strom, aus der Stadt heraus, denn der Bauernhof der McPhersons befand sich drei Kilometer vor der Stadt.

George McPherson war ein guter alter Freund von Peter, für ihn eine gute Gelegenheit, den Freund mal wieder zu sehen. Dementsprechend herzlich war die Begrüßung. Wir hätten die Milch auch kostenlos bekommen, doch Peter bestand darauf, sie zu bezahlen. Er wusste schließlich, wie schwer es die Landwirte im Moment hatten.

Zehn Minuten unterhielten wir uns noch, dann stiegen wir wieder ins Auto und fuhren zurück. Wir wollten gerade nach links in Richtung Stadt abbiegen, als uns ein Polizeiwagen mit Blaulicht entgegenkam und weiter stadtauswärts fuhr.

„Nanu, war das Onkel Dick“, wollte ich wissen, denn natürlich kannte ich den stämmigen, immer gut gelaunten Polizisten.

„Ja, das war er. Wo will der bloß mit Blaulicht hin? Ich fahre ihm mal nach, ich muss ohnehin noch mit ihm reden.“

„Weshalb?“

„Ich hatte Steven und dich als vermisst gemeldet, doch Onkel Dick hatte keine Zeit, sich um den Fall zu kümmern. Nun sollte ich ihm wenigstens sagen, dass ihr wieder da seid, das habe ich nämlich bisher vergessen.“

„In Ordnung, fahren wir ihm nach.“

Wir konnten natürlich nur hoffen, dass Onkel Dicks Ziel nicht zu weit entfernt lag, endlos wollten wir seinem Wagen auf jeden Fall nicht folgen. Und wir hatten Glück, denn schon nach einem guten Kilometer fuhr er rechts ran.

Wir stoppten ebenfalls und stiegen aus. Hier war einiges los, es standen noch zwei weitere Autos vor uns, außerdem ein Leichenwagen. Das war kein gutes Zeichen, doch ich war jetzt natürlich ein wenig neugierig geworden.

Kaum hatten wir den Wagen verlassen, da kam uns Onkel Dick schon heftig winkend entgegen.

„Clarissa, Peter, was wollt ihr hier?“

„Hallo Onkel Dick. Du bist an uns vorbeigefahren, da sind wir dir einfach gefolgt, ich musste noch mit dir reden.“

„Ja, warum denn?“

„Hast du schon vergessen, ich hatte dich doch wegen Steven und Clarissa angerufen? Sie sind beide wieder daheim, sie waren auf Verbrecherjagd, das wollte ich dir nur sagen.“

„Ja, danke, Peter. Nun entschuldige mich bitte, ich habe zu tun.“

Ich hatte mich bisher herausgehalten, nun mischte ich mich auch ein.

„Dürfen wir denn mal gucken?“

Er sah mich schief an, als ob ich etwas Verbotenes gesagt hätte, dabei schien er heftig zu überlegen.

„Lieber nicht, es ist kein schöner Anblick.“

„Ich halte ein bisschen was aus, da brauchst du dir keine Sorgen zu machen.“

Er schien uns so schnell wie möglich loswerden zu wollen, doch dann nickte er.

„Ok, kommt mit, aber fasst bitte nichts an. Die Spurensicherung ist nämlich noch da.“

Während wir sprachen, kamen uns der Bestatter und sein Assistent mit einem Sarg entgegen, den sie in ihren überdimensionierten schwarzen Wagen luden und sofort abfuhr. Erst jetzt folgten wir Onkel Dick, der schnurstracks auf die nahe Baumreihe zuing. Sie befand in einer leichten Senke, so dass wir erst alles erkennen konnten, als wir dicht davorstanden.

Das erste was mir auffiel, war die riesige Blutlache, die wir direkt am Fuß des ersten Baumes fanden. Mehrere Liter mussten in den schneebedeckten Boden geflossen sein, was mir schon so fast auf den Magen schlug. Ich wollte mir gar nicht vorstellen, was hier passiert sein mochte.

Um die Blutlache herum tanzten drei Männer, einer in einem weißen Kittel, die

anderen mit dunklen Mänteln bekleidet, sie sahen stark nach Polizei aus. Das mussten die Leute von der Spurensicherung sein, von denen Onkel Dick gesprochen hatte.

Wir hielten uns ein wenig abseits, konnten aber die Gespräche gut verfolgen. Als erstes sprach Onkel Dick mit dem Mann im weißen Kittel.

„Was können Sie mir sagen, Doktor?“

„Das gleiche wie das letzte Mal. Die Leiche war grauenhaft zugerichtet, fast noch schlimmer als bei den anderen drei Fällen. Ich weiß nicht, was es gewesen sein könnte, aber ich glaube immer weniger an einen Menschen als Täter.“

„Also ein Tier?“

„Das kann ich leider nicht sagen, so etwas macht eigentlich auch kein Tier. Das Opfer wurde regelrecht zerfleischt, aber nicht gefressen.“

„Was für Tiere kämen überhaupt in Frage?“

„Wölfe, vielleicht auch Bären oder Wildkatzen. Am ehesten noch ein Löwe oder Tiger.“

„Das haben wir überprüft, keine Wildkatzen oder Bären sind irgendwo ausgebücht, bleiben nur Wölfe. In den Highlands gibt es doch noch welche, warum sollte nicht mal einer den Weg hierhin gefunden haben, wenn er Hunger hat?“

„Das wäre möglich, aber die Spuren an den Körpern der Opfer sprechen dagegen. Ich kenne kein Tier, das solche Wunden reißen könnte, und ich kenne mich damit ein wenig aus.“

„Gut, Doktor. Was können Sie mir über die Tatzeit sagen?“

„Schwer zu sagen, es war ja kaum noch genug zum Untersuchen da. Nach der Autopsie werde ich mehr sagen können, aber es war wohl noch vor Mitternacht, ich schätzte zwischen 18 und 23 Uhr gestern Abend.“

„Danke, Doktor, das hilft mir schon weiter.“

„Gern geschehen. Und sehen Sie zu, dass Sie den Täter, was es oder er auch sein mag, bald kriegen, ich möchte nicht noch mehr von diesen Leichen sehen, die schlagen mir nur auf den Magen. Ich muss dann los, Sie hören von mir, wenn die Autopsie abgeschlossen ist.“

„Ja, danke.“

Der Doktor verließ den Tatort, stieg in den ersten Wagen und fuhr zurück Richtung Stadt. Wir beobachteten weiter und lauschten dem Gespräch mit den Kollegen von der Spurensicherung, die gerade Blutproben abnahmen.

Einer stand auf, als Onkel Dick näherkam, und deutete mit dem Finger auf ihn.

„Wo waren Sie, ihre Dienststelle hat verzweifelt versucht, Sie zu erreichen?“

„Ich war unterwegs und habe die Nachricht leider erst so spät erhalten, tut mir leid.“

„Egal, wir haben unsere Arbeit auch so gemacht. Da vorne zwischen den Bäumen haben wir ein paar Spuren entdeckt, sie sind aber schon fast zugeweht, zu wenig für einen Abdruck. Sonst haben wir nichts gefunden, beziehungsweise, es ist das gleiche,

wie bei den anderen Fällen.

„Keine Fingerabdrücke?“

„Abdrücke von Krallen und Reißzähnen können wir bieten, sonst nichts. Wir müssen etwas tun, so kann das ja nicht weitergehen.“

„Sie haben ja Recht, aber was sollen wir tun? Wir wissen ja immer noch nicht, wer oder was dafür verantwortlich sein könnte.“

„Das ist ihr Job, und ich beneide Sie nicht darum. Wir fahren dann jetzt, ist das Ok?“

„Ja, klar.“

So waren wir nun mit Onkel Dick allein, der uns ein wenig Hilfe suchend und der Verzweiflung nahe anblickte.

„Peter, du kennst doch die Natur, kannst du dir darauf einen Reim machen?“

„Lass uns doch mal nach den Spuren sehen, vielleicht kann ich sie identifizieren.“

„Das glaube ich kaum, aber wir können es versuchen.“

Wir machten einen kleinen Bogen um den Tatort und gingen mitten rein in die Baumreihe. Ich entdeckte die Spuren als erste und machte meine Begleiter darauf aufmerksam.

„Danke, Clarissa. Also, Peter, was könnte das sein?“

„Schwer zu sagen, es ist kaum noch etwas zu sehen. Wenn nicht einzelne Blutstropfen zwischen den Abdrücken lägen, würde man sie kaum erkennen. Das Wesen bewegt sich auf jeden Fall auf vier Pfoten, aber die Hinterpfoten scheinen stärker belastet zu sein, das deutet darauf hin, dass es sich auch auf zwei Beinen bewegen könnte.“

„Damit wären wir beim Bären, nicht wahr?“

„Nein, die Spuren sind zu klein und nicht tief genug für einen Bären, außerdem wäre der bestimmt schon entdeckt worden. Sie leben lieber von Abfall als von Menschenfleisch. Nein, die Spuren gehen mehr Richtung Wolf, aber es müsste ein ungeheuer großes und kräftiges Exemplar sein, so eine Art Superwolf.“

Plötzlich machte es Klick bei mir. Noch vor drei Wochen hatte ich im Fernsehen American Werwolf gesehen, auch wenn das mehr ein lustiger Film war, so ging es doch trotzdem um einen Werwolf. Natürlich wusste ich nicht sicher, ob es Werwölfe gab, aber ich hatte schon mit Vampiren und Zombies gekämpft, also warum sollte es keine Werwölfe geben? Es war einfach nur eine andere Sagengestalt, aber sie klärte viele Fragen.

Da waren die seltsamen Spuren, das zielsichere Vorgehen und das Zerfleischen der Opfer. Wenn hier ein Werwolf sein Unwesen trieb, dann war es ein Fall für mich. Nun wollte ich mich natürlich noch etwas genauer umsehen und fragte Onkel Dick danach.

„Halte bitte ein wenig Abstand, dann darfst du dich dort umsehen.“

„Mache ich, danke.“

Ich ließ die beiden Männer zurück, die noch immer über die Spuren im Schnee diskutierten und näherte mich dem Tatort. Ich sah mir die unmittelbare Umgebung an, hörte aber noch Onkel Dick, wie er Peter ein paar Informationen gab.

„Angus ist gestern Abend, kurz vorm Dunkelwerden mit dem Wagen losgefahren, um die Felder zu kontrollieren. Er muss sich dann wohl einen Platten eingefangen haben, wir haben den Wagen einen Kilometer entfernt mit defekten Vorderreifen gefunden. Er muss zu Fuß gegangen und dann hier vom Täter erwischt worden sein.“

Das hörte sich alles sehr logisch an, doch warum hatte er den Weg verlassen und war zu den Bäumen gelaufen. Ein Tier musste ihn verfolgt haben und er wollte bestimmt auf einen der Bäume klettern. Er musste den Weg in die Senke heruntergelaufen sein und war dann hier gestolpert.

Das Opfer hatte sich bestimmt gewehrt, dann musste man auch Spuren finden. Ich suchte sehr konzentriert, auch wenn ich mir keine allzu großen Hoffnungen machte, denn die Spurensicherung war ja schon hier gewesen. Doch die waren anscheinend nicht so akkurat vorgegangen, denn plötzlich sah ich etwas blitzen, direkt unter der obersten Schneedecke. Kurz sah ich mich um, die beiden sahen in die andere Richtung, so bückte ich mich und grub das Teil aus.

Ich erschrak nicht schlecht, denn es war eine Kralle. Sehr lang, viel länger als die eines Wolfes, und auch viel schärfer. Damit konnte man seine Opfer in viele kleine Stücke reißen. Angus musste sich gewehrt haben, dabei hatte sein Angreifer eine Kralle verloren.

Ich steckte sie ein, denn sie war ein wichtiges Beweisstück. Doch bevor ich sie der Polizei übergeben wollte, musste ich erst selbst etwas darüber herausfinden. Inzwischen kamen Peter und Onkel Dick wieder näher und ich konnte auch wieder ihr Gespräch mithören.

„Und es war wirklich schon der vierte Mord?“

„Ja, und der Täter schlägt genau alle zwei Nächte zu, weiß der Himmel warum, ich jedenfalls nicht.“

„Und warum stand nichts in den Zeitungen?“

„Wenn wir etwas von einem blutrünstigen, wilden Tier schreiben, dann gibt es nur eine Panik. Doch jetzt werden wir etwas veröffentlichen müssen, einfach um die Menschen zu schützen.“

Onkel Dick schüttelte den Kopf, dann redete er weiter.

„Da macht man mal ein paar Tage Urlaub, schon schlagen die Mörder bei uns zu.“

„Du warst weg?“

„Ja, in Deutschland, im Bayrischen Wald. Eine schöne Gegend, auch wenn es nicht so viel anders aussieht als in den Highlands. Zwei Wochen war ich dort, eine gute Woche bin ich jetzt wieder hier. Und das erste, was ich machen muss, sind diese verrückten Morde aufzuklären.“

„Ich wünsche dir auf jeden Fall viel Glück dabei, du wirst es brauchen. Wollen wir wieder los, Clarissa, Jessica wartet bestimmt schon mit dem Mittagessen auf uns.“

„Du hast Recht, wir kriegen Ärger, wenn wir zu spät kommen. Bis demnächst, Onkel Dick.“

„Tschüss, Clarissa, es war schön, dich mal wieder gesehen zu haben.“

Wir verließen den Tatort und fuhren zurück Richtung Stadt. Wir würden zu spät zum Essen kommen, doch ich hatte im Moment andere Sorgen.

Hatten wir es wirklich mit einem Werwolf zu tun? Ich wusste nicht, ob ich Recht behalten wollte, oder nicht, denn das konnte ein mörderischer Kampf werden.

Er hatte furchtbar gewütet, sich geradezu in einem Blutrausch hineingesteigert. Das Tier in ihm war voll durchgekommen und hatte die Kontrolle übernommen, das war es, war er am liebsten hatte. Erst das Opfer jagen und seine Angst spüren, dann zuschlagen und den Feind in Stücke reißen.

Viermal schon hatte es geklappt und er würde weitermachen, denn er brauchte das. Nach der Tat verließ er den Ort des Geschehens, ohne sich Sorgen um eventuelle Spuren zu machen, das war kein Problem. So blieben auch die ungewöhnlichen Abdrücke im Schnee zurück, über die die Polizei nur rätseln konnte.

Manchmal bewegte er sich auf vier Pfoten, aber meistens lief er auf den Hinterbeinen wie ein Mensch. Diesmal hatte er es eilig, denn er wollte ein Versteck finden.

Zunächst lief er Richtung Stadt, bis er eine halbwegs windgeschützte Stelle in einer Baumgruppe fand. Er fror nicht, aber es war besser, wenn man ihn nicht sehen konnte, so versteckte er sich dort. Hier verbrachte er auch die weitere Nacht, bis er am Morgen aufwachte und sich in einem menschlichen Körper wiederfand, die Rückverwandlung war während des Schlafens passiert.

Der Mann war völlig nackt, aber er fragte sich nicht warum, sondern nahm es einfach hin. Es war noch dunkel und sehr früh, so sah keiner, wie er sich zu seinem Haus schleppte, das sich zum Glück ein wenig außerhalb der Stadt befand. Jetzt, als Mensch, fror er und war froh, sich endlich etwas Wärmendes anziehen zu können.

Dann legte er sich ins warme Bett. Die Nacht war anstrengend gewesen und er würde sich einen Tag Ruhe können, doch Morgen würde er wieder zuschlagen.

Wir bekamen tatsächlich Ärger mit Jessica, denn wir kamen 30 Minuten zu spät. Steven und Jessica hatten schon gegessen. Wir hatten immerhin das Glück, dass wir uns noch eine Portion in der Mikrowelle aufwärmen konnten.

Als ich dann zusammen mit Peter am Tisch beim Mittagessen saß, dachte ich intensiv über die Mordserie und meinen Werwolfverdacht nach. Ich war so in meine Gedanken vertieft, dass Peter mich zweimal ansprechen musste, bevor ich reagierte.

„Hey, Clarissa, was ist mir dir?“

„Huch, entschuldige, ich war in Gedanken.“

„Denkst du über den Mord nach?“

„Ja, auch.“

„Furchtbar, nicht wahr. Ich kannte den alten Angus zwar nur vom Sehen, aber ich kann es gar nicht verstehen. Wie kann jemand bloß so etwas Grausames tun?“

„Es gibt viel Schlechtes in der Welt.“

„Nanu, du klingst ja so erwachsen. Liegt das an London?“

„Ja, bestimmt. Das Leben in der Großstadt ist halt anders als das hier.“

„Hauptsache, du hältst dich aus allem Ärger heraus.“

Da sagte er etwas, wenn er nur wüsste, wie schwer mir das fiel. Schnell setzte ich ein Lächeln auf, bevor ich antwortete.

„Ich werde mich bemühen. Ich wollte noch mal raus, ich komme bald wieder zurück.“

„Pass aber gut auf dich auf, du weißt, es ist gefährlich.“

„Ja, mache ich, keine Sorge.“

Ich wollte nur telefonieren, das hätte ich auch hier machen können, doch ich wollte nicht, dass jemand davon erfuhr. Ich zog mir nur noch meine dicke Jacke über, dann war ich auch schon draußen.

Es war nicht weit bis zur nächsten Telefonzelle, doch mir blieb noch Gelegenheit, weiter über das Thema nachzudenken. War es wirklich ein Werwolf? Es würde gut ins Bild passen, doch ich hatte ein wenig Angst davor, denn es konnte sehr gefährlich werden. Diesem Wesen schien es Vergnügen zu bereiten, seine Opfer in kleine Stücke zu reißen. Außerdem wusste ich nicht, wie ich einen Werwolf vernichten konnte, denn Waffen hatte ich hier keine.

All das wollte ich mit Professor Robson klären, denn ihn wollte ich anrufen. Seine Nummer aus der Uni hatte ich auswendig gelernt und warf sicherheitshalber gleich mehrere Münzen in den Automaten, es konnte ein längeres Gespräch werden. Ich hoffte nur, ihn auch anzutreffen, aber ich war mir sicher, dass er auch zwischen den Feiertagen arbeiten würde.

Nur zwei Mal hörte ich es läuten, dann war er schon dran.

„Kings College, hier Professor Samuel Robson.“

„Hallo Professor, hier ist Clarissa.“

„Clarissa, hallo. Ich hoffe, du hast ein schönes Weihnachtsfest verlebt.“

„Ja, habe ich, danke der Nachfrage.“

„Du klingst besorgt, es gibt bestimmt einen Grund für deinen Anruf.“

„Den gibt es tatsächlich, ich brauche Informationen.“

„Dann schieß mal los, ich bin ganz Ohr.“

Ich erzählte von der Mordserie, den zerfleischten Leichen und der Ratlosigkeit der

Polizei, dann von den Spuren im Schnee und der Kralle, die ich gefunden hatte.

„Das hört sich nicht gut an“, war das Erste, was er sagte.

„Glauben Sie, es könnte ein Werwolf gewesen sein?“

„Es spricht einiges dafür, auch wenn ich derartiges selbst natürlich noch nicht erlebt habe.“

„Wie kann ich ihn vernichten?“

„Das wird nicht so einfach werden, in den Büchern werden sie als Furcht erregende, gewaltige und sehr schnelle Kreaturen beschrieben. Ich glaube, geweihtes Silber tötet sie, das müsste ich aber noch nachschlagen.“

„Zu doof, dass ich meine Waffen in London gelassen habe, die Armbrust könnte ich jetzt gut gebrauchen.“

Der Professor überlegte kurz, dann sprach er weiter.

„Ich hätte da einen Vorschlag zu machen. Heute wird wahrscheinlich nichts mehr passieren, der Werwolf schlägt ja nur alle zwei Tage zu. Ich würde gerne morgen vorbeikommen und dir bei der Suche nach dem Untier helfen. Danach könnte ich dich im Auto mit zurück nach London nehmen.“

„Der Weg ist doch dafür viel zu weit, sie brauchen mit dem Auto ja mehrere Stunden bis nach Peebles.“

„Das würde ich in Kauf nehmen. Ein Werwolf ist zu gefährlich, denn solltest du nicht alleine bekämpfen.“

„Ich wäre natürlich froh, Sie an meiner Seite zu haben, dann fühle ich mich gleich viel sicherer. Sie sollten dann aber besser einen Tag bei uns bleiben, sonst fällt das zu sehr auf.“

„Haben denn deine Eltern nichts dagegen?“

„Die wissen noch von nichts, aber das kann ich klären. Ich stehe hier in einer Telefonzelle, ich wollte nicht von daheim anrufen. Wir versuchen einfach einen kleinen Trick. Sie könnten so ungefähr in einer Stunde bei uns anrufen und meinen Eltern sagen, Sie hätten in der Nähe zu tun und würden mich gerne auf dem Rückweg mitnehmen. Wie ich meine Mutter kenne, wird die Sie sofort für ein paar Tage einladen.“

„Ist zwar nicht ganz ehrlich, aber du kennst deine Eltern besser als ich. Wir können es so machen.“

„Wann können Sie hier sein?“

„Ich werde mir noch ein paar Bücher raussuchen, in denen etwas über Werwölfe und ihre Bekämpfung steht, das kann eine Weile dauern. Ich glaube, ich komme erst heute Abend los und schlafe unterwegs ein paar Stunden. Ich könnte ungefähr am späten Vormittag in Peebles sein.“

„In Ordnung, Professor, ich gehe dann wieder nach Hause und warte auf Ihren Anruf.“

Der Professor hielt Wort. Eine knappe Stunde dauerte es, dann klingelte das Telefon. Jessica nahm ab und ich stand halb zufällig daneben und konnte alles mit anhören.

„Schönen Guten Tag, Mrs. Flanigan, hier ist Professor Robson aus London. Ich hoffe, Sie erinnern sich, wir hatten schon einmal miteinander telefoniert.“

„Aber natürlich, Herr Professor, es freut mich, dass Sie anrufen. Ich hoffe, Sie hatten ein schönes Weihnachtsfest?“

„Ja, danke. Und Sie?“

„Ja, so richtig wie in den guten alten Zeiten, als die Kinder noch Kinder waren. Möchten Sie vielleicht mit Clarissa sprechen?“

„Das muss gar nicht unbedingt sein. Ich wollte nur ausrichten, dass ich morgen in der Gegend zu tun habe und Clarissa mit nach London zurücknehmen könnte, vorausgesetzt, sie ist einverstanden.“

Jessica schaute mich an und ich nickte nur schnell, dann antwortete sie.

„Sie ist einverstanden. Wann können wir Sie erwarten?“

„Im Laufe des späten Vormittags, ich kann es nicht so genau sagen.“

„Dann sind Sie aber schon ein paar Stunden unterwegs gewesen, wird das nicht zu anstrengend, gleich wieder so lange zu fahren? Ich hätte da einen anderen Vorschlag, wollen Sie nicht vielleicht noch einen oder mehrere Tage bei uns bleiben, ich würde mich freuen?“

„Ich habe noch viel hier in London zu tun, aber es stimmt, die Fahrt wird sehr lang sein und einen Tag kann ich einrichten. Danke für die Einladung, ich nehme sie gerne an. Ich muss dann jetzt auch los, einen schönen Tag wünsche ich Ihnen noch.“

„Danke gleichfalls und bis morgen dann.“

Als Jessica auflegte, jubelte ich innerlich, alles hatte funktioniert wie geplant. Auch Jessica lächelte, sie schien sich auf den Besuch des Professors zu freuen.

„Schön, jetzt lerne ich diesen ominösen Professor endlich mal kennen.“

„Du wirst ihn mögen, er ist sehr nett.“

Ich half Jessica bei den Vorbereitungen für morgen, zum Beispiel beim Herrichten des Gästezimmers und beim Hausputz, ansonsten passierte nicht mehr viel. Wir unterhielten uns am Abend noch ein wenig und schauten dabei fern. Da nicht viel Ordentliches zu sehen war, ging ich recht früh zu Bett. Ein wenig Vorschlafen konnte sicherlich nicht schaden, die nächsten Tage konnten anstrengend werden.

Es dauerte fast zwei Stunden, bis ich endlich die nötige Ruhe finden konnte, um einzuschlafen. Auch danach wälzte ich mich unruhig im Bett hin und her. Mich beschäftigte der Mord und ich hatte Angst, dass in dieser Nacht ein weiterer Mord passieren würde, denn ich nicht verhindern konnte.

Plötzlich schossen Bilder durch meinen Kopf. Sie waren sehr undeutlich, es schien dunkel zu sein, wahrscheinlich war es mitten in der Nacht. Trotzdem war es sehr

ungewöhnlich, denn die Bilder hatten einen roten Hintergrund, so ähnlich wie Infrarotlicht. Was konnte das bedeuten? Ich sah mich um, doch ich konnte nur Umrisse in der näheren Umgebung erkennen.

Einen Zaun sah ich, nur wenige Meter vor mir. Plötzlich ein Riesensatz und ich flog über den Zaun hinweg. Wieder sah ich mich um, stand dabei leicht geduckt und sicherte mich in alle Richtungen ab. Vor mir sah ich einige schemenhafte Gebilde. Eines sah aus wie ein Haus, aber es war zu klein dafür, außerdem passte das nicht so richtig dazu, was in an der mir zugewandten Seite entdeckte.

Ich kannte so etwas, ja, es musste eine Rutsche sein. Außerdem hatte ich vorher schon einen Sandkasten und eine Schaukel gesehen, aber nicht gleich erkannt. Ich war auf einem Kinderspielplatz.

Blitzschnell drehte ich mich um, eine gewisse Unruhe hatte mich gepackt. Ich konnte selbst akustisch nichts wahrnehmen, aber da mussten Geräusche zu hören gewesen sein. Im nächsten Augenblick sah ich einen Menschen auf mich zukommen und wachte auf.

Es dauerte einen Augenblick, bis ich realisieren konnte, dass ich nur geträumt hatte. Aber war es wirklich nur ein Traum gewesen? Mit welchen Augen hatte ich alles gesehen, doch nicht mit meinen eigenen? Ich könnte nie so über einen Zaun springen, auch die niedrige Position deutete darauf hin, dass ich mich auf vier Beinen bewegt hatte.

Ich hatte mit den Augen eines Tieres gesehen und da gab es nur eine sinnvolle Lösung, den Werwolf. Er war auf einem Kinderspielplatz gewesen, allein das jagte mir einen kalten Schauer über den Rücken. Zum Glück war es Nacht gewesen, da waren dort keine Kinder mehr. Doch es waren Menschen, zumindest einer, dort gewesen, und sie waren potentielle Opfer dieses Untieres.

Was konnte ich tun? Aufstehen und den Spielplatz suchen? Ich wusste nicht einmal, wo er sich befand, denn ich hatte ihn nicht erkannt. Es musste in einer anderen Ecke von Peebles sein, ich kannte zwei Kinderspielplätze in der Nähe, die waren es nicht gewesen.

Außerdem hatte ich keine Waffen, wie sollte ich den Werwolf bekämpfen, wenn ich ihn überhaupt fand? Aber warum hatte ich diese Vision gerade jetzt erhalten, wenn ich nicht sofort einschreiten sollte?

Ein Blick auf die Uhr verriet mir, dass es bereits nach zwei Uhr war, die Nacht neigte sich dem Ende zu. Dämonen schlugen gerne um Mitternacht zu, also blieb mir die Hoffnung, dass ich fast einen ganzen Tag in die Zukunft gesehen hatte.

Es fiel mir wirklich schwer, nichts zu tun, aber ich hielt es für die beste Lösung. Schlafen konnte ich aber auch nicht mehr, so stand ich gegen 6 Uhr auf und zog mich wieder an.

Für meine Eltern legte ich einen Zettel hin, um sie zu informieren, dass ich nur

spazieren war. Ich wollte mich ein wenig in der Nachbarschaft umsehen. Echte Hoffnungen machte ich mir allerdings nicht, den Spielplatz zu finden, doch ich wollte es versuchen.

Als ich das Haus verlassen hatte, war es noch stockdunkel, doch es würde schon bald heller werden. Die Straßenbeleuchtung war bereits an, so brauchte ich keine Taschenlampe und konnte meinen Weg problemlos finden. Eine gute Stunde wanderte ich umher, doch ich fand nichts, weder den Spielplatz noch Spuren meines Gegners.

Ein wenig enttäuscht trat ich den Rückweg an. Der Rest meiner Familie war auch schon aufgestanden und beim Frühstück versammelt, so konnte ich mich an den gedeckten Tisch setzen. Jessica wollte natürlich wissen, warum ich so früh schon unterwegs gewesen war.

„Ich habe schlecht geschlafen und wollte ein wenig frische Luft schnappen.“

„Peter hat mir von dem Mord erzählt, hat dich das beschäftigt? Ich hoffe, Du hattest keine Angst.“

„Nein, aber ich glaube, ich muss das erst verarbeiten.“

„Dein Vater sollte auch nicht solche Touren mit dir machen.“

„Ich bin erwachsen, das ist schon in Ordnung.“

„War es denn sehr kalt heute Morgen?“

„Es ging, die letzten Tage war es kälter.“

„Der Wetterbericht hat Neuschnee angekündigt, ich hoffe, der Professor kommt gut durch.“

„Er wird es schon schaffen, da mache ich mir keine Sorgen.“

Jessica war damit zufrieden und wir genossen das reichhaltige Frühstück, das sie für uns gezaubert hatte. Es gab Müsli, Croissants, Toast, Rührei, Schinken, Speck und Sausages, dazu frischen Kaffee, Tee und Milch. Ich nahm diesmal lieber Tee, denn ich war schon so nervös genug.

Nach dem Frühstück begann das Warten auf den Professor. Erst gegen 11 Uhr kam er endlich und klingelte an der Haustür. Jessica war schneller als ich und öffnete die Tür.

„Professor Robson nehme ich an?“

„Ja, da liegen sie richtig, Mrs. Flanigan. Es freut mich, Sie kennen zu lernen.“

„Mich auch, Herr Professor.“

Es gab einen Händedruck, dann wurde der Professor ins Innere geführt. Er trug schwarze Schuhe und einen hellen Mantel, den er an der Garderobe ablegte. Erst jetzt begrüßte ich ihn, allerdings nicht mit einem Händedruck, sondern mit einer kleinen Umarmung.

Ich sah, wie er leicht rot wurde und grinste innerlich. Wir setzen uns in Wohnzimmer, wo sich Jessica sofort mit etlichen Fragen auf den Professor stürzte. Dabei erzählte sie auch den einen oder anderen Schwank aus meiner Kindheit, was mir

natürlich nicht so ganz recht war. Der Professor ließ aber alles über sich ergehen, auch wenn er wahrscheinlich lieber mit mir über den Werwolf gesprochen hätte.

Wir sprachen gerade über Peebles und Umgebung, als Jessica das Thema wechselte.

„Sie haben doch sicherlich Hunger, Professor Robson? Ich habe eine Kleinigkeit vorbereitet, sie wird gleich fertig sein.“

„Das wäre doch nicht nötig gewesen.“

„Es freut mich immer, wenn ich für Gäste kochen kann, schließlich ist meine Familie nicht immer zum Essen da. Es war ja auch keine Arbeit.“

„Ich freue mich darauf, Clarissa hat mir schon viel Gutes über ihre Kochkünste erzählt.“

Das war nicht geprahlt, allerdings hatte Jessica untertrieben. Das Menü, das sie auftrug, hatte sie schon den halben Vormittag beschäftigt. Es gab Lamm mit Kartoffelpüree, dazu Salat und anschließend noch einen Pudding.

Beim Essen erzählte der Professor ein wenig aus seinem Leben und was er auf seinen zahlreichen Touren so erlebt hatte. Die Zeit verging und es war schon 14 Uhr, als wir den Tisch abräumten. Jessica würde nun spülen und ich konnte mir endlich den Professor schnappen.

„Was habt ihr nun vor“, wollte Jessica natürlich wissen.

„Ich würde dem Professor gerne Peebles zeigen.“

„Schön, mach das. Seid ihr zum Abendessen wieder zurück?“

„Ich weiß es noch nicht genau, vielleicht wird es auch später.“

„Ich habe unser Gästezimmer auf jeden Fall vorbereitet, Sie können gerne so lange bleiben, wie Sie möchten, Professor.“

„Das ist sehr nett von Ihnen. Ich weiß noch nicht, wann wir wieder fahren, das hängt auch ein wenig von Clarissa ab. Aber ich lasse es Sie natürlich rechtzeitig wissen. Wir sehen uns dann später wieder.“

„Ja, viel Spaß wünsche ich.“

Viel Spaß, das passte wieder so richtig. Eines war sicher, ein spaßiger Tag würde es bestimmt nicht werden.

Nach der Rückverwandlung in einen Menschen war er ganz normal seiner Arbeit nachgegangen, wie an jedem Tag. Niemand ahnte etwas von seinem Geheimnis, nicht einmal er selbst.

Wenn das Tier in ihm die Kontrolle übernahm, dann war der Mensch nicht mehr präsent, er bemerkte nicht, was mit ihm passierte. Ansonsten wäre er kaum in der Lage, so weiter zu machen wie zuvor. Man konnte ihn als geteilte Persönlichkeit bezeichnen, so wie es bei Dr. Jekyll und Mr. Hyde der Fall gewesen war.

Auch in jenem Fall hatte die schlechte, die unmenschliche Seite, triumphiert und das Menschliche besiegt. Doch die Geschichte von Jekyll und Hyde war Fiktion, dies

war die grausame Wirklichkeit, es hatte bereits vier reale Tote gegeben.

Und heute würde das Untier wieder zuschlagen, das war sicher, so war es immer gewesen. Hätte der Mann das gewusst oder nur geahnt, er hätte sich eingesperrt oder vielleicht selbst getötet, doch noch ahnte er nicht, welche Verbrechen er heute Abend wieder begehen würde.

Die Zeit verging und mit jeder Stunde wurde er unruhiger. Er spürte etwas in sich, was er nicht beschreiben konnte, doch es wurde immer stärker. Da war ein ungeheurer Zwang in ihm, das Haus zu verlassen und sich auf die Suche nach Opfern zu machen.

Es war schon so weit, dass der Mann selbst nicht bemerkte, was er tat. Es war nicht nur der Drang zum Töten, er spürte auch einen immensen Hunger. Es führte so weit, dass er in die Küche ging und ein rohes Stück Fleisch aß, das er im Kühlschrank gefunden hatte.

Jeder Mensch hätte sich geekelt, doch der Mann nahm seine eigenen Aktionen gar nicht mehr richtig wahr, höchstens wie durch einen Schleier.

Weitere Zeit verging und die Unruhe wurde immer stärker. Inzwischen war es schon lange dunkel und damit auch Zeit für ihn, das Haus zu verlassen. Die Haustür öffnete er ganz vorsichtig und sah sich um. Noch immer befand er sich in seiner menschlichen Form, doch das Tier bestimmte sein Handeln und seine Fähigkeiten.

Er konnte erstaunlich gut sehen, auch gut hören, aber sein Geruchssinn war einfach unbeschreiblich. Er nahm die kleinsten Duftnoten wahr und konnte sie perfekt auseinander halten. So war es auch die Nase, die ihm zu verstehen gab, dass es im Moment keine Gefahren zu fürchten gab.

Es war fast 22 Uhr und damit bald Zeit für die Verwandlung, er spürte bereits das unheimliche Ziehen in seinen Muskeln, worauf bald die Mutation zur Bestie folgen würde. Vorsichtig bewegte er sich durch die einsamen Straßen und mied dabei das Licht der Straßenlampen so gut wie möglich. Als er die kleine Parkanlage im Stadtinneren vor sich sah, da schien er fast zu lächeln. Er war ein Lächeln der Vorfreude, wie es wahrscheinlich nur Serienkiller vor der Tat empfinden können.

Diese Parkanlage war der richtige Ort, hier wollte er wieder zu dem werden, was ihn jetzt bereits völlig kontrollierte. Hier in der Nähe hatte er auch sein erstes Opfer gerissen, einen Landstreicher, der es sich auf einer Parkbank gemütlich gemacht hatte.

Im Schatten einer Baumgruppe hielt er sich verborgen und benutzte seine Sinne, um die Lage zu erkunden. Noch immer glaubte er, Duftspuren seines ersten Opfers herausfiltern zu können, auch wenn sie inzwischen von den Düften anderer Menschen und Tiere überlagert wurden. Er konnte als dies feststellen, aber wichtiger war im Moment, dass er völlig allein war. Die Verwandlung konnte beginnen.

Erst im blauen Ford des Professors trauten wir uns, offen zu sprechen. Mein älterer Freund sah mir direkt an, dass ich mich nicht gut fühlte.

„Clarissa, was ist mit dir, du siehst unglücklich aus?“

„Ich bin froh, dass Sie hier sind, Professor, aber es hat sich nach unserem Anruf noch etwas getan.“

„Bitte erzähle noch einmal alles vom Anfang an.“

Ich tat ihm den Gefallen und erzählte alles was ich wusste, zuletzt auch über den Traum. Der Professor nickte nur manchmal, unterbrach mich aber nicht. Als ich fertig war, rückte er seine Brille zurecht, das tat er immer, wenn er intensiv nachdachte.

„Du hast Angst, dass der Werwolf in der Nacht zugeschlagen haben könnte?“

„Ja. Ich fühle mich schuldig, denn ich habe nichts dagegen unternommen, obwohl ich es doch gewusst habe.“

„Zunächst einmal möchte ich dir sagen, dass wir nicht immer allen Menschen helfen können. Wir tun, was wir können, aber auch wir sind nur Menschen und haben unsere Grenzen. Und es wäre sicherlich Unsinn gewesen, dem Werwolf waffenlos entgegen zu treten.“

Ich sagte nichts, sondern sah den Professor nur ein wenig Hilfe suchend an, der daraufhin weitersprach.

„Außerdem glaube ich nicht, dass der Werwolf diese Nacht aktiv war. Ich habe einiges darüber gelesen und verschiedene Erklärungen gefunden, wann Werwölfe auf die Jagd nach Menschen gehen. In einem Buch war nur von Vollmondnächten die Rede, in einem von der Nacht vor und nach dem Vollmond zusätzlich. Andere Bücher sprachen von jeder Nacht, doch eines belegte deine Beobachtungen. Danach schlagen Werwölfe nur alle zwei Tage zu, da sie immer einen Tag zur Regenerierung brauchen. Vielleicht gibt es sogar unterschiedliche Arten von Werwölfen, aber das hier scheint eine vernünftige Erklärung zu sein.“

„Und wie kann man sie töten?“

„Sie sind niedere Dämonen, außerdem unchristlich, daher wirken Kreuze und Weihwasser, allerdings vielleicht nicht unbedingt tödlich wie bei Vampiren. Vernichten kann man sie auf jeden Fall mit Feuer und geweihtem Silber.“

„Haben Sie die Armbrust dabei, Professor?“

„Klar, außerdem meinen Dolch und eine Flasche mit Weihwasser, wir sind also gut gerüstet.“

„Das gibt mir doch etwas Hoffnung. Was ich mich aber frage, was ist mit der menschlichen Seite, die müsste doch die Veränderung auch bemerken, sich vielleicht sogar dagegen wehren?“

„Da gab es auch unterschiedliche Erklärungsansätze. Umso länger man als Werwolf lebt, desto schwächer wird die menschliche Seite. Ich vermute sogar, die menschliche Seite bekommt gar nichts davon mit, was mit ihr passiert, der Werwolf kontrolliert die Erinnerungen und sperrt alles für ihn Gefährliche. Andersherum musst du ja auch sehen, wer stellt schon gerne fest, dass er nachts als Werwolf durch die Gegend schleicht

und Menschen killt.”

„Und was passiert mit dem Menschen, wenn wir den Werwolf töten?“

„Der Mensch stirbt mit dem Werwolf, aber im Grunde ist der Mensch schon früher gestorben, als er zum Werwolf wurde nämlich.“

„Wie wird man zum Werwolf?“

„Man muss von einem Werwolf gebissen werden und überleben, es ist dann ähnlich wie bei Vampiren.“

„Dann kann es sein, dass es hier noch mehr Werwölfe gibt, nicht nur einen?“

„Es müssen nicht mehrere hier sein, doch du hast Recht, dieser Werwolf ist wahrscheinlich von einem seiner Art infiziert worden. Es ist eine Art Krankheit, wie der Vampirismus. Allerdings töten Werwölfe lieber, so bleibt den Opfern ein Dasein als Dämon erspart.“

„Keine guten Aussichten, Professor. Was wollen wir jetzt machen?“

„Ich würde gerne die Tatorte besichtigen, geht das?“

„Ich kenne nur den letzten, da müssten wir mit dem Auto hinfahren.“

„In Ordnung, dann los.“

Wir sprachen beide nicht viel während der Fahrt. Einmal fragte mich der Professor, wie ich die letzten Tage verlebt hatte, und ob ich mich gut erholt hätte.

„Es war sehr schön, was gibt es Besseres, als Weihnachten bei der Familie zu verbringen. Und erholt habe ich mich auch ein wenig.“

Das war eine hoffentlich vertretbare Notlüge, denn die Geschichte von den Kobolden wollte ich ihm nicht erzählen, ich hatte es meinen neuen Freunden versprochen. Trotzdem hatte ich kein gutes Gefühl dabei und war froh, als der Professor nicht mehr nachbohrte.

Auf den Straßen war nur wenig los, so brauchten wir nicht lange, um die Stadt zu verlassen. Als wir am letzten Tatort ankamen, war zum Glück außer uns keiner zu sehen.

Die Polizei hatte hier wohl aufräumen lassen, denn es waren keine Anzeichen für den Mord mehr zu erkennen, weder Blut noch Spuren.

„Hier ungefähr lag die Leiche, furchtbar zugerichtet und es war alles voller Blut. Dort zwischen den Bäumen gab es die Spuren im Schnee und da hinten habe ich die Krallen gefunden.“

„Ja, stimmt, die Krallen. Kann ich sie bitte einmal sehen?“

„Ja, klar.“

Ich hatte sie dabei und überreichte sie dem Professor. Er schaute sie von allen Seiten an, dann gab er sie mir wieder zurück.

„Ich bin kein Experte, aber einem normalen, uns bekannten Tier gehört die nicht. Sie sieht eher den Abbildungen ähnlich, die ich in meinen Büchern gefunden habe.“

„Wie soll es jetzt weitergehen?“

„Der Werwolf wird heute Nacht wieder aktiv werden, und wir sollten ihm möglichst auflauern und ihn vernichten. Ich glaube, dein Traum hat dir gezeigt, was heute passieren wird, also wissen wir, wo das Untier zuschlagen wird.“

„Da liegt das Problem, ich weiß nicht, wo.“

„Du sagtest etwas von einem Kinderspielplatz. Kennst du denn Spielplätze hier in Peebles?“

„Ja, mehrere, aber den leider nicht. Vielleicht war es auch in einer anderen Stadt.“

„Das glaube ich nicht, die ersten vier Morde sind alle hier geschehen, also lebt der Werwolf als Mensch hier in Peebles. So groß ist Peebles ja nicht, vielleicht haben wir Glück und finden ihn.“

„In Ordnung, versuchen wir es.“

„Wo bleibt das Bier, ich habe nichts mehr zu trinken?“

Diese Worte kannte Maureen Sullivan, denn sie arbeitete als Bedienung in dem kleinen Pub im Ostteil der Stadt. Die Kneipe nannte sich Rangers Inn, in Anlehnung an die berühmte Fußballmannschaft aus Glasgow. Will Hitchcock war wie viele andere Schotten ein großer Fan dieser Mannschaft, die nationale Titel gesammelt hatte, wie kaum eine andere Mannschaft in Europa.

Hätten die Blues, wie sie auch genannt wurden, allerdings gewusst, dass diese Kneipe ihren Namen trug, sie hätten sich wahrscheinlich dagegen gewehrt. Saubere Tische waren hier genauso selten wie saubere Gläser und die Vereinseembleme waren in einem deutlich besseren Zustand als der Tresen, den kaum einer anfassen wollte.

Trotzdem war hier immer richtig Betrieb, denn es war der einzige Pub in dieser Gegend, in der sich auch kein anderer Wirt mehr niederlassen würde. Es war mitten in einem Wohngebiet, doch hier lebten viele verschiedene ethnische Gruppen, die sich nur selten miteinander vertrugen. So gab es Vietnamesen, Afrikaner, Griechen, Türken und viele mehr.

Jede Woche gab es Zoff und schon einige Male war das Rangers Inn zum Brennpunkt der Konflikte geworden. In diesem Jahr hatte Hitchcock alleine drei Mal fast die ganze Einrichtung renovieren lassen müssen, Kleinigkeiten wie eine eingeworfene Scheibe oder zerschlagene Tische nicht mit eingerechnet.

Trotzdem blieb Will Hitchcock hier, denn er hatte ganz ordentliche Beziehungen zu den hier lebenden Menschen, doch wenn der Hass zwischen den Parteien hochkommt, dann ist alles zu spät. Die ständigen Reparaturen schlägt er halt auf die Preise drauf und die Menschen bezahlen sie ohne größeres Murren.

Immerhin kann man hier für eine Zeitlang seine Sorgen vergessen, es ist warm und Maureen, die nette Bedienung, spendiert den Gästen ab und zu ein Lächeln.

Ja, Maureen war sein Glücksgriff gewesen. Die junge Frau hatte nach der Schule

einen Job gesucht und er hatte ihr eine Chance gegeben, obwohl jeder wusste, dass sie nicht übermäßig intelligent war. Es hatte nicht einmal für einen Schulabschluss gereicht. Doch sie war jung, anständig, gutaussehend und immer sehr nett zu den Gästen.

Zwar hatten die das eine oder andere Mal versucht, die junge Frau anzugrapschen oder anzubaggern, doch sie wehrte immer ab. Und wenn einer zu aufdringlich geworden war, dann hatte Will ihn einfach herausgeworfen.

Auch die Gruppe von jungen Männern, die heute an dem Tisch in der Ecke saß, gehörte dazu. Ihr Rädelsführer, denn die anderen nur Angel nannten, hatte ein Auge auf Maureen geworfen. Jede wusste das, auch Maureen, doch sie gab ihm deutlich zu verstehen, dass sie nichts von ihm wollte.

Doch das hatte Angel nur noch mehr angestachelt, ihn in seinem Stolz verletzt. Vier Bier hatten er und seine Kumpels schon eingeworfen und so langsam wurde er immer mutiger. Er hielt sich selbst für den Größten, auch wenn er selbst eher als dummlich zu bezeichnen war und richtig gutaussehend war er ebenfalls nicht.

„Jungs, heute ist sie fällig“, machte er sich selbst Mut, auch wenn er mit seinen Kumpels Deep Digger und Froggy sprach.

„Mann, Angel, die will doch nichts von dir. Such dir doch eine andere“, schlug Froggy vor, der seinen Spitznamen dem froschartigen Gesicht verdankte, aber noch der intelligenteste der Gang war.

„Ja, wir reißen lieber ein paar andere Bräute auf, die ist nichts für uns.“

Deep Digger wollte seinem Kollegen beipflichten, doch Angel interessierte sich nicht dafür, er wollte Maureen. Dabei hätte er eher auf seinen Freund hören sollen, der seinen Spitznamen seiner Vorliebe für das Buddeln von Löchern verdankte. Er hoffte noch immer, einmal etwas Wertvolles zu finden, doch bisher war die Ausbeute mit sechs kleinen und fast wertlosen Münzen, vier Knöpfen und einer völlig kaputten Uhr eher spärlich gewesen.

„Verdammt, wo bleibt unser Bier, ich verdurste bald“, meldete sich Angel lautstark zu Wort, so dass ihn alle hören konnten, obwohl er erst vor einer knappen Minute sein leeres Glas abgestellt hatte.

„Halt das Maul, Angel, wir haben auch noch andere Gäste.“

Das war Hitchcock gewesen, der sich von diesen jungen Spunden nichts bieten ließ. Trotzdem verwehrte er ihnen den Zugang zu seinem Lokal nicht, auch wenn er schon das eine oder andere Mal mit diesem Gedanken gespielt hatte. Alle drei, aber vor allem Angel, waren richtige Nervensägen.

Inzwischen hatte Maureen richtig geschaltet und für die Truppe drei Bier auf ein Tablett gestellt. Ohne ein Wort zu sagen ging sie zu ihnen, platzierte die Getränke auf dem von feuchten Resten überzogenen Tisch und drehte sich um.

In diesem Moment griff Angel zu, der sich vor seinen Kumpels beweisen musste, gerade jetzt, nachdem ihm der Wirt so dumm gekommen war.

„Hey, Puppe, bleib hier bei mir!“

„Lass mich los, Angel!“

„Warum sollte ich, wo ich dich endlich mal habe.“

Gleichzeitig zog er kräftig an ihrem Arm, so dass sie direkt auf seinem Schoß landete. Während sie durch den plötzlichen Ruck und den Schmerz an ihrem Arm aufschrie, lachte er nur und erfreute sich an ihrer Hilflosigkeit.

„Nanu, so stürmisch plötzlich. Keine Sorge, ich kümmere mich um dich.“

Maureen strampelte, doch sie konnte nichts gegen den kräftigen Griff des 24 Jahre alten Mannes machen. Angel wollte sich gerade weiter über sie hermachen, als alle Anwesenden das Klicken hörten.

Wir fuhren die nächsten fünf Stunden mit dem Auto in Peebles auf und ab, auf der Suche nach einem bestimmten Spielplatz. Sieben fanden wir, aber keiner sah dem aus meinem Traum wirklich ähnlich.

Inzwischen war es dunkel geworden und es hatte auch wieder zu schneien begonnen, recht heftig sogar, so dass die Sicht immer schlechter wurde. Gleichzeitig sank auch meine Laune bedrohlich, denn wir kamen nicht vorwärts. Ich hatte meinen Kopf strapaziert, doch mir fiel nichts Neues mehr ein, so fuhren wir nur noch ohne festes Ziel auf und ab. Auch dem Professor gefiel die Situation nicht mehr und so hielt er plötzlich an.

„So geht es nicht mehr weiter.“

„Das denke ich auch schon seit Stunden, aber was wollen wir machen? Passanten fragen, wo noch ein Spielplatz ist? Oder sie fragen, ob sie einen Werwolf gesehen haben?“

„Wäre vielleicht auch eine Lösung, aber ich setze mehr auf deine Kräfte.“

„Herbeizaubern kann ich den Spielplatz leider nicht, und uns dahin versetzen auch nicht.“

„Nein, ich denke da mehr an deine Visionen. Du könntest dich auf den Werwolf oder den Spielplatz konzentrieren, vielleicht hilft das.“

Ich war nicht begeistert, aber ich stimmte zu, denn einen besseren Vorschlag hatte ich auch nicht.

„Seien Sie bitte ganz ruhig, so dass ich mich konzentrieren kann.“

Ich versuchte abzuschalten und mich nur auf das Ziel, auf den Werwolf, zu konzentrieren, dafür schloss ich auch die Augen. Meine Gedanken sollten auf Wanderschaft gehen und meinen Gegner da draußen finden, aber es klappte nicht. Ich konnte keine Verbindung herstellen, so sehr ich mich auch bemühte.

Fast zehn Minuten lang setzte ich meine geistigen Kräfte ein, dann gab ich auf.

„Es klappt nicht, ich kann ihn nicht finden“, musste ich achselzuckend zugeben.

„Du darfst nicht gleich aufgeben, ich bin sicher, dass du es kannst. Versuche doch

mal, die Werwolfkrallen in die Hand zu nehmen, vielleicht geht es dann.“

Ich war mir da nicht so sicher, aber schlechter konnte es auch nicht mehr werden. Ich zog den scharfen Gegenstand aus meiner Hosentasche und wog ihn in der Hand. Konnte er mir wirklich helfen?

Wieder suchte ich nach der Konzentration, gleichzeitig fokussierte ich meine Gedanken auf den Gegenstand in meiner Hand, im Bemühen eine Verbindung mit ihrem Besitzer herzustellen. Fünf Minuten waren ungefähr vergangen, und ich wollte schon fast aufgeben, da blitzte plötzlich ein Bild in meinem Kopf auf.

Wieder sah ich mit den Augen des Werwolfs, ich erkannte es an der niedrigen Körperposition, doch die Bilder waren neu. Leider konnte ich nicht viel erkennen, denn auch in meiner Vision schneite es. Trotzdem konzentrierte ich mich auf die Umgebung, auf der Suche nach einem kleinen Hinweis, wo ich mich befinden konnte.

Ich ging langsam vorwärts, etwas schaukelnd, auf vier Beinen halt, aber erkennen konnte ich so gut wie nichts. Der Boden war bereits vom Schnee bedeckt, doch darunter befand sich Erde, kein Asphalt. Waren wir noch in der Stadt oder wieder außerhalb, auf dem offenen Land? Nein, wir mussten in der Stadt sein, denn plötzlich konnte ich ein Gebäude vor mir erkennen.

Es war breit, aber nicht sehr hoch, nur ein Stockwerk. Langsam ging ich näher, doch eine Tür konnte ich nicht erkennen. Ich musste mich dem Gebäude von hinten nähern, daher war hier auch so wenig Licht. Was konnte es bloß sein? Es war zu groß für ein Wohnhaus, aber zu klein für ein Krankenhaus oder eine Schule.

Gleichzeitig mit diesem Gedanken fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Natürlich, es war eine Schule, eine Grundschule. Und dort gab es auch einen Spielplatz für die Pausen.

Schlagartig war die Vision zu Ende, doch ich hatte gesehen, was ich wollte. Ich ärgerte mich, denn an den Pausenhof einer Grundschule hatte ich nicht gedacht, ich hatte nur nach eigenständigen Spielplätzen gesucht.

Als ich die Augen aufschlug, sah ich in das fragende Gesicht des Professors, der bemerkt hatte, dass ich Neuigkeiten wusste, doch er ließ mir Zeit. Ich hatte es aber eilig, denn ich wusste nicht, wie viel Zeit uns noch bleiben würde.

„Starten Sie bitte den Wagen, Professor, schnell.“

Er fragte nicht nach, sondern befolgte meine Anweisung. Er brauchte nichts zu sagen, denn ich gab ihm auch so die nötigen Informationen.

„Wir müssen da vorne rechts und dann durch das Zentrum durch. Ich war ein Esel, ich hätte gleich darauf kommen müssen. Der Kinderspielplatz gehört zu einer Grundschule, ich habe sie in meiner Vision gesehen. Ich war zwar noch nie dort, doch ich weiß ungefähr, wo sie ist. Der Werwolf ist wahrscheinlich schon dort, wir müssen uns beeilen.“

„Ich beeile mich, sage mir nur, wo ich lang fahren soll.“

„An der nächsten Kreuzung links. Wir müssen durch die halbe Stadt, ich hoffe nur, wir kommen nicht zu spät.“

Der Professor gab richtig Gas, was aufgrund der schlechten Sichtverhältnisse sehr gefährlich war. Doch wir wollten Leben retten, da mussten wir selbst ein Risiko eingehen. Viel Verkehr gab um diese Zeit nicht mehr, so gefährdeten wir quasi nur uns selbst und keine anderen.

Die ersten fünf Minuten kannte ich den Weg noch sehr gut, doch dann wurde es langsam schwieriger. Ich war noch nie dort gewesen und ich kannte auch den genauen Weg nicht. Mussten wir jetzt rechts ab, oder war es die nächste Querstraße?

„Wohin müssen wir, Clarissa?“

„Weiter geradeaus, verdammt, ich weiß es nicht.“

Das dichte Schneetreiben war meiner Orientierung auch nicht gerade zuträglich. Einmal schickte ich den Professor nach links, bis ich erkannte, dass wir auf eine Sackgasse zusteuerten.

„Sorry, Professor, wir müssen zurück.“

„Ich wende, einen Augenblick.“

Es schien, als habe der Schnee ein Einsehen und half dem Professor, in einem Rutsch zu wenden. Dass dabei der Wagen bedrohlich rutschte, nahm er in Kauf. Wir heizten zurück und fuhren wieder auf den Weg, auf dem wir vorher schon unterwegs gewesen waren.

Waren wir hier überhaupt richtig, ich wusste gar nicht mehr genau, wo wir waren? Ich war der Verzweiflung nahe, als wir plötzlich das Geheul des Werwolfs hörten, nur wenige Meter von unserer Position entfernt.

Plötzlich wurde es totenstill, denn jeder erkannte dieses Geräusch.

Will Hitchcock hatte alles beobachtet und schnell und gezielt reagiert. Wahrscheinlich hat jeder Wirt eine Waffe hinter der Theke, das war bei Will nicht anders. Mit einer sicheren Bewegung zog er sie aus ihrer Deckung, trat hinter der Theke hervor und mit zwei Schritten hinter Angel. Dort entsicherte er die Waffe, was jeder der Anwesenden gehört hatte.

Auch Angel sagte kein Wort, denn er spürte die Mündung der Waffe an seinem Hinterkopf. Er fror geradezu ein, nur ein Schlucken war zu hören.

„Du lässt sie jetzt sofort los!“

„Aber ich ...“

„Sofort habe ich gesagt, oder willst du Blei schlucken?“

Das wirkte. Maureen befreite sich selbst, als Angel seinen Griff lockerte und revanchierte sich mit einer satten Ohrfeige.

„So, Angel, jetzt werden du und deine kaputten Freunde langsam aufstehen und dort durch die Tür verschwinden. Ab sofort habt ihr Lokalverbot, ich will euch Schweine

hier nicht mehr sehen.”

Angel wollte etwas sagen, aber als er Hitchcocks entschlossenen Gesichtsausdruck sah, ließ er es lieber bleiben. Mit zerknirschten Gesichtern verließen sie das Lokal und schlossen die Tür hinter sich.

Drinne brandete sofort Jubel auf, denn bei den anderen Gästen waren die jugendlichen Penner auch nicht beliebter. Hitchcock kümmerte sich nicht darum, er sah zunächst nach Maureen.

„Ist bei dir alles in Ordnung?“

„Ja, Chef, alles klar. Nur meine Beine zittern noch ein wenig.“

„Es ist sowieso bald Feierabend, möchtest du nicht schon nach Hause gehen? Den Rest schaffe ich auch alleine.“

„Soll ich wirklich?“

„Das ist vollkommen in Ordnung, Maureen, keine Sorge. Sei einfach morgen Abend wieder hier.“

„Ok, Chef, und danke.“

„Gern geschehen. Bis morgen dann.“

Maureen griff sich noch ihre Jacke von der Garderobe, dann war sie auch schon draußen. Die kühle Luft tat ihr gut, trotzdem musste sie sich erst einmal gegen eine Wand lehnen und erholen. Das Ganze hatte sie mehr mitgenommen, als sie zugeben wollte, aber sie wusste, dass sie sich auf ihren Chef verlassen konnte. Auch wenn die Bezahlung mies war, ihr gefiel die Arbeit. Sie wäre auch nie früher gegangen, hätte Hitchcock sie nicht ausführlich darum gebeten.

Zwei Mal holte sie noch tief Luft, das vertrieb auch ein wenig den typischen Zigarettenrauch, der eigentlich kaum auszuhalten war. Einen letzten Blick warf sie durch eines der Fenster, dann ging sie los.

Es war kräftig am Schneien, so dass Maureen nicht viel weiter als zehn Meter sehen konnte. Sie hoffte nur, dass ihr Angel nicht auflauern würde, dem war alles zuzutrauen. Zum Glück hatte sie es nicht weit bis nach Hause.

Ein wenig unsicher fühlte sie sich schon, sonst hatte sie ihr Arbeitgeber immer nach Hause begleitet. Andererseits war sie froh, nicht mehr arbeiten zu müssen, nach diesem Vorfall mit Angel.

Ihr Weg führte zunächst an der Hauptstraße entlang, dann kürzte sie immer über das Gelände der Patricks Elementary School ab. Leider waren dort keine Laternen mehr angebracht, so dass die am Parkplatz auch die letzte auf diesem Wegstück war.

Durch den weißen Schleier sah sie das Schulgebäude nur als Schemen, doch sie wusste auch so, wo es sich befand, vor vielen Jahren hatte sie selbst hier ihre unrühmliche Schullaufbahn begonnen. Dichter heran musste sie zum Glück nicht mehr, nur noch kurz den kleinen Pausenspielplatz überqueren.

Es war nichts zu sehen oder zu hören, trotzdem fühlte sie sich komisch. Die Sache

mit Angel hatte sie halbwegs überwunden, das hier war etwas anderes. Sie kam sich beobachtet vor, doch sie konnte niemanden erkennen. Unbewusst ging sie langsamer und auch leiser, sie wollte den Anderen hören. Fünf Schritte war sie durch den inzwischen vom Schnee bedeckten Sand gegangen, als sie endlich ein Geräusch hörte.

Es war ein Knacken, nur ganz kurz zu hören, als ob jemand in eine zugefrorene Pfütze getreten wäre. Sie hatte recht gehabt, doch fühlte sie sich nun besser? Nein, eher im Gegenteil, denn nun wusste sie, dass da wirklich jemand war und sie beobachtete.

Konnte es Angel sein? Das würde zu ihm passen, er war ein Schwein und spielte gerne mit der Angst der anderen Menschen. Nur er konnte dahinterstecken, und so nahm sie ihren Mut zusammen.

„Angel, bist du das? Ich will nichts mit dir zu tun haben, hörst du? Und wenn du mich anrührst, dann zeige ich dich an, falls mein Chef noch etwas von dir übriglässt, was man einsperren kann.“

Maureen fühlte sich jetzt etwas besser, das musste einfach raus. Doch sie bekam keine Antwort. Nein, das war falsch, sie bekam eine Antwort, denn im nächsten Augenblick ertönte ein furchtbares Geheul direkt hinter ihr.

Es war gut, dass niemand dem Werwolf bei seiner Verwandlung zusah, denn für viele Menschen wäre es einfach zu viel gewesen.

Als erstes kamen die furchtbaren Schmerzen, als ob der Körper des Mannes in zwei Stück gerissen wurde. Er krümmte sich, aber er musste es durchstehen, so wie die letzten Tage auch. Dann platzten Knöpfe seines Hemdes, gleich darauf das ganze Hemd und auch die Jacke konnte dem ungeheuren Druck nicht standhalten. Das gleiche passierte mit der Hose, die nach wenigen Sekunden nur noch in Streifen an seinem Körper hing. Die Schuhe waren ebenfalls schon aufgeplatzt und es kamen riesige mit scharfen Krallen besetzte Pranken zum Vorschein.

Das Gesicht erwischte es als letztes, doch die Veränderung war hier noch grauenvoller als alles andere. Zunächst sah es so aus, als würden sich die Gesichtsformationen verschieben, was ebenfalls unendliche Schmerzen hervorrufen musste. Doch das Gesicht wurde nur größer, vor allem die Nase und die Ohren. Auch immer mehr Haare wuchsen ihm, nicht nur auf dem Kopf, sondern am ganzen Körper bis sich ein vollständiger Pelz gebildet hatte.

Fast zwei Minuten hatte die Verwandlung gedauert, dann waren von dem Menschen nur noch Kleidungsreste übrig, die am ehesten an eine Explosion erinnerten. Es war sehr schmerzhaft gewesen, doch erst jetzt fühlte sich das Wesen wieder richtig gut, es hatte sein bevorzugtes Aussehen erreicht, wonach es sich die letzten Stunden mehr unterbewusst geseht hatte.

Nun konnte er auf die Jagd gehen, denn das Morden und Zerreißen seiner Opfer war sein einziger Lebenszweck, so grausam sich das auch anhören mag. Als erstes setzte er

seine inzwischen fast übergroße Nase ein, die jetzt noch viel besser funktionierte als Stunden zuvor. Doch er nahm keinen Menschen in der Nähe wahr, er musste sein Opfer erst noch finden.

Mit schnellen Sätzen sprang er durch die Seitenstraßen, denn es bestand kaum Gefahr, entdeckt zu werden. Nur wenige Menschen waren jetzt noch draußen unterwegs, außerdem minderten Dunkelheit und Schnee die Sicht erheblich. Aber es musste noch Menschen hier draußen geben, und die wollte er finden.

Er hatte kein festes Ziel, es war mehr ein Instinkt, der ihn nach Norden trieb, hinein in die Wohnsiedlungen der Außenseiter und Ausländer. Es war so, als könnte die dämonische Seite auf die menschlichen Erfahrungen zurückgreifen, denn dieses Viertel war eine ideale Nahrungsquelle. Dort würde es nicht einmal groß auffallen, wenn Menschen verschwanden oder nur als Leichen wiederauftauchten.

Mehrere Minuten war er schon unterwegs, dann hielt er inne. Er roch einen Menschen, der näherkam, es war eine Frau und sie war allein. Bevor er zuschlug, untersuchte er noch die Umgebung, was ihm aufgrund seiner guten Augen auch viel besser gelang als einem Menschen. Er erkannte ein Gebäude in der Nähe, außerdem ein paar Geräte, die sich hinter einem Zaun befanden.

Mit einem gewaltig anmutenden, aber für ihn spielerisch leichten Satz überwand er das Hindernis und versteckte sich hinter einem der für ihn unbekanntem Gebilde. Es war eine gewaltige Rutsche, fast fünf Meter lang und mit einem hölzernen Turm versehen, aus dem die Kinder ihre Fahrt nach unten starten konnten. Für den Werwolf war es aber einfach nur eine ideale Deckung, die er jetzt auch brauchte, denn er konnte den näher kommenden Menschen bereits sehen.

Es war wirklich eine Frau, die zunächst recht schnell und zielsicher ging, dann aber plötzlich langsamer wurde und sich dabei in alle Richtungen drehte. Doch sie konnte ihn nicht sehen. Ganz langsam ging sie weiter, jetzt waren es nur noch wenige Meter, sie konnte nicht mehr entkommen.

Der Werwolf handelte wie ein richtiger Wolf, er wollte sein Opfer jagen und ihm zunächst den Rückweg abschneiden. Sicher, dass er auch jetzt für das menschliche Auge nicht zu entdecken war, verließ er sein Versteck, um in den Rücken der Frau zu gelangen.

Dabei trat er in eine Pfütze, deren Eisschicht unter dem Gewicht nachgab und ein bestimmtes, leicht erkennbares Geräusch produzierte. Auch die Frau hatte das Geräusch gehört, denn sie stoppte abrupt, während ihr unsichtbarer Feind noch immer an ihrer rechten Seite entlanglief.

Der Werwolf spürte die Unsicherheit und die Angst, und er hörte auch, wie sie etwas in die Dunkelheit hineinrief, doch die Worte verstand er nicht. Einen Augenblick passierte nichts, dann antwortete er, wie ein richtiger Wolf. Das Geheul sollte dem Feind oder Opfer noch mehr Angst einflößen, denn es war ein Angriffssignal.

Der Professor trat sofort die Bremse durch, zwar verständlich aber keine gute Idee. Der Wagen rutschte weg und auf den linken Gehsteig, wo er endlich gestoppt wurde. Zum Glück standen hier keine Autos, so kamen wir mit dem kurzen Schrecken davon.

Blitzschnell verließen wir den Wagen, dabei rutschen wir beide fast aus, denn der Boden wurde immer glatter. Nur mit Mühe konnten wir uns am Ford festhalten, als wir das zweite laute Geräusch hörten, diesmal den Schrei einer Frau.

„Ich hole die Waffen aus dem Kofferraum“, gab mir der Professor zu verstehen.

„Und ich muss da hin und der Frau helfen.“

„Pass auf dich auf!“

Ich hörte die Warnung, als ich mich bereits auf dem Weg befand. Hatte ich das Geheul des Werwolfs nur schwer lokalisieren können, so konnte ich jetzt ziemlich genau sagen, woher der Schrei der Frau gekommen war. Das größte Problem war aber der rutschige Untergrund, der mich stark behinderte.

Zum Glück ließ der Schneefall langsam nach, so dass ich im Licht einer Straßenlaterne auch etwas erkennen konnte. Ich stand wirklich vor einer Schule, genauer gesagt auf ihrem Parkplatz. Das Gebäude konnte ich in einiger Entfernung immerhin erahnen, doch wo war der Spielplatz?

Der Schrei war eher von rechts gekommen, also schlug ich ebenfalls diese Richtung ein, ich vertraute wie sonst auch auf mein Glück. Und das brauchte ich, denn ich wollte mich waffenlos einem Werwolf stellen.

Maureen drehte sich blitzartig um und bekam sofort den nächsten Schrecken. Gute zehn Meter von ihr entfernt stand ein Wesen, wie sie es noch nicht zuvor gesehen hatte.

Sie hatte das Geheul gehört und auch als erstes an einen Wolf gedacht. Doch dieser Wolf war viel größer, was sich erst so richtig zeigte, als er sich aufrecht hinstellte, auf die Hinterbeine.

Was war das für eine Kreatur? Maureens Gedanken überschlugen sich, sie dachte an den Bericht über die Mordserie, den sie heute Morgen in der Zeitung gelesen hatte. Dort war auch von einem Wolf die Rede gewesen, aber doch nicht von einem solchen ... Ding. Aber dieses Untier musste der Mörder sein, daran gab es keinen Zweifel.

Beide standen sich gegenüber und starrten sich nur an, keiner bewegte sich. Der Wolf wartete und labte sich an der Angst seines Opfers. Maureen konnte sich nicht bewegen, ihre Beine wollten ihr nicht gehorchen. Erst als sich die Kreatur wieder auf alle vier Beine stellte und langsam näherkam, entlud sich Maureens Angst in einem gewaltigen Schrei.

Ich hatte mich beeilt und betrat nur wenig später die Szenerie. Eine junge Frau, wenn auch etwas älter als ich, stand mitten auf dem Spielplatz und rührte sich nicht von der

Stelle, während sich eine furchtbare Bestie langsam näherte.

Ich hatte noch nie einen Werwolf gesehen, doch das musste einer sein, alles was ich über diese Wesen wusste, das passte auch. Allerdings schien seine Vorfreude seine Instinkte zu beeinflussen, denn er hatte mich noch immer nicht entdeckt.

Wenn die Frau doch bloß weglaufen würde, doch sie stand nur dort und wartete. Sie war starr vor Angst. Auch wenn ich sie jetzt rufen würde, sie konnte sich nicht bewegen. Es waren noch 20 Meter und das Untier war schon so dicht bei seinem Opfer, dass ein kleiner Sprung bereits reichen würde, um es zu töten. Ich musste etwas tun, denn ich war unbewaffnet, also blieb mir nur meine Kreativität.

Während ich mich näherte, bückte ich mich und nahm eine kleine Ladung Schnee beim Laufen auf. Er war hart, aber ich konnte ihn gut kneten und zu einem Ball formen, den ich im nächsten Augenblick auf den Werwolf warf.

Ich traf und sah dem Werwolf die Überraschung an, denn damit hatte er wirklich nicht rechnen können. Wild schnaubend drehte er sich und sah mich nur noch zehn Meter von ihm entfernt stehen.

Hunde haben es nicht gerne, wenn sie beim Fressen gestört werden, dieser Wolf machte da keine Ausnahme. Mein Ziel hatte ich erreicht, die junge Frau war zumindest für eine Weile vergessen. Nun war ich das Objekt seiner Begierde, doch noch zögerte er einen Augenblick, denn ich nutzen konnte, um der jungen Frau etwas zuzurufen.

„Laufen Sie weg, oder klettern sie auf die Rutsche, nur weg von dem Untier.“

Ich hatte Glück, Maureen hatte ihre Starre überwunden, vielleicht auch eine direkte Folge meines Schneeballs. Es waren nur wenige Schritte bis zu Rutsche und obwohl sie fast dabei einmal ausrutschte, kam sie die Stufen schnell hoch. Dort war sie erst einmal halbwegs in Sicherheit, doch der Werwolf hatte es jetzt auf mich abgesehen.

Diesmal kam er schneller, schon mit zwei Sätzen hatte er mehr als die halbe Distanz zwischen uns überwunden. Ich musste weg und lief instinktiv nach links, dort wo die Schaukeln standen und mir wenigstens ein wenig Deckung geben konnten.

Mein Gegner folgte mir, schnitt mir fast den Weg ab, doch ich konnte immerhin eine Stange des Gerüsts zwischen uns bringen. Als er sprang, warf ich mich zur Seite, während der Werwolf auf der anderen Seite am Gerüst vorbeiflog. Aber es passierte noch mehr, denn plötzlich flog ein Pfeil durch die Gegend, traf aber nur das Gerüst.

Professor Robson war inzwischen da und hatte die Armbrust in der Hand, doch sein erster Pfeil hatte das Ziel leider verfehlt. Dem Werwolf war ebenfalls aufgefallen, dass ein weiterer Gegner das Schlachtfeld betreten hatte, und der war gefährlich, denn er war bewaffnet.

Ohne mir noch einen weiteren Blick zuzuwerfen, schwang er herum und jagte jetzt auf Professor Robson zu, der noch immer versuchte, einen neuen Pfeil einzulegen. Er war kein Experte auf dem Gebiet und auch sehr nervös, doch er musste sich jetzt wirklich beeilen.

Ich lief ebenfalls in seine Richtung und bemerkte, wie er endlich wieder einen der Bolzen mit silbernen Spitzen schussbereit hatte. Aber der Werwolf war bis auf fünf Meter heran und setzte bereits zum Sprung an, daher schoss der Professor einfach, ohne zu zielen, den Pfeil ab.

War es Glück, oder hatte er doch noch gut genug gezielt, auf jeden Fall traf der Bolzen sein Ziel und drang tief in dessen Körper ein. Ich sah den Einschlag und bemerkte gleichzeitig, wie den Werwolf schlagartig seine Kraft verließ. Aus seinem Sprung wurde nur ein Hüpfen, nach dem er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte und zusammenbrach, keinen Meter von Professor Robson entfernt.

Ein letztes Aufbäumen konnten wir erkennen, dann war der Werwolf tot, doch leider endete damit der Horror noch nicht. Die dämonische Seite war vernichtet worden, dafür kam jetzt wieder die menschliche Seite zum Vorschein, das heißt die Rückverwandlung setzte ein.

Es dauerte nur wenige Sekunden, dann lag ein nackter Mann vor uns, den ich kannte, mit dem ich gestern noch gesprochen hatte. Es war Onkel Dick, der Polizist.

Professor Robson hatte auf dem Parkplatz eine Telefonzelle entdeckt, von dort aus wollte er die Polizei rufen. Ich kümmerte mich derweil um die junge Frau, die noch immer angsterfüllt auf der Rutsche hockte.

„Hallo, Sie können runterkommen, das Untier ist tot.“

„Sind Sie sicher?“

„Ja, keine Sorge.“

Sie wirkte noch etwas unsicher, doch sie kam auf dem gleichen Weg runter, wie sie vorher emporgeklettert war. Als sie unten war, blickte sie sich als erstes um, als suche sie den Werwolf.

„Er ist tot, Sie brauchen keine Angst mehr zu haben. Mein Name ist übrigens Clarissa.“

„Ich heiße Maureen. Ich habe von oben zugesehen, aber ich kann nicht glauben, was ich gesehen habe. Nachdem die Kreatur von dem Pfeil getroffen wurde, hat sie sich in einen Menschen verwandelt. Ich habe so etwas Ähnliches schon mal im Fernsehen gesehen, war das ein Werwolf?“

„Ich glaube schon. Kommen Sie doch mit in unser Auto Maureen, da ist es etwas wärmer, wir stehen nämlich schon lange genug hier in der Kälte rum.“

Sie folgte mir bereitwillig, warf aber noch ein paar ungläubige Blicke zu der nackten Leiche.

Zehn Minuten später war der erste Streifenwagen da und brachte uns alle aufs Revier, wo wir noch viele Fragen beantworten mussten. Zunächst wollte uns niemand die Geschichte von dem Werwolf glauben, doch als auch Maureen die Fakten bestätigte, kamen die Polizisten ins Grübeln.

Schließlich kam man überein, im Bericht zu erwähnen, dass der Kollege in Ausübung seiner Pflicht das letzte Opfer des Serienkillers wurde, den er aber selbst vorher noch tödlich verletzen konnte.

So waren wir aus dem Bericht heraus, auch Maureen wurde angehalten über die Vorkommnisse Stillschweigen zu bewahren. Noch würden viele Fragen für die Polizisten offenbleiben, doch das war nicht mehr unser Problem. Wir waren nur froh, endlich zurück zu meinem Elternhaus fahren und noch ein paar Stunden schlafen zu können.

E n d e

VORSCHAU

Clarissa Hyde Nr. 14 - „Mord im Museum“

Wenn sich Macht und Größenwahn in einer Person vereinigen, dann ist das gefährlich, die verschiedensten Tyrannen und Feldherren der letzten Jahrhunderte haben das immer wieder bewiesen. Wenn aber noch die Magie als dritte Komponente hinzukommt, dann wird es mörderisch.

Vor mehr als zweitausend Jahren hatte das Unheil in Ägypten noch einmal gestoppt werden können, doch leider wurde es nicht endgültig vernichtet. Als das Böse nun wieder in unserer Zeit erweckt wurde, war unser aller Leben in größter Gefahr.

GLOSSAR

1. Siehe Clarissa Hyde Nr. 12 „Die Prophezeiung” ↔

IMPRESSUM

Titel

Werwolf-Spuren im Schnee

Serie

Clarissa Hyde Folge 13

Autor

Thorsten Roth, 2018